

KBA 7357

# Deutsches Pfarrerblatt

HERAUSGEGEBEN VOM VERBAND DER  
EVANGELISCHEN PFARRERVEREINE IN DEUTSCHLAND

Nr. 9 / 61. Jahrgang  
1H 2415 D

1. Mai 1961

AUSGABE **A**

PROFESSOR D. HERMANN DIEM / TÜBINGEN

## Die Menschlichkeit Gottes

Karl Barth zum 75. Geburtstag am 10. Mai 1961

Über Karl Barth und über sein theologisches Werk hätte man nicht von Anfang an unter dem Thema: „Die Menschlichkeit Gottes“ berichten können. Er selbst sagt, er wäre in eine gewisse Verlegenheit geraten, wenn man ihn vor 40 Jahren, als seine Auslegung zum „Römerbrief“ das große Aufsehen erregte, aufgefordert hätte, über die Menschlichkeit Gottes zu reden. Denn damals meinte er, nicht die Menschlichkeit, sondern zuerst die Göttlichkeit Gottes betonen zu müssen.

Das ist freilich nur ein scheinbarer Widerspruch, denn es ist ihm nie um einen andern Gott gegangen als um den Vater Jesu Christi, der in seinem Sohn selbst in die tiefsten Tiefen der Menschheit einging. Und der damalige Pfarrer von Safentwil im Aargau, der mit seiner Gemeinde nicht nur von der Kanzel herab verkehrte, sondern ihr alltägliches Dasein auch mit all seinen sozialen und politischen Sorgen und Nöten teilte, und dazu auch unerschrocken Stellung nahm, konnte das nur deshalb tun, weil es bei der Menschwerdung Gottes eben um diesen konkreten Menschen ging. Aber wenn man fragte, was denn Theologie und Kirche diesem Menschen tatsächlich zu sagen hatten, herrschte überall große Verlegenheit.

Es war die Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Neben allem anderen, was damals zusammenbrach, ging für die Kirche und ihre Theologie ein Zeitalter zu Ende, in welchem das Bündnis von Staat und Kirche, in Deutschland in der speziellen Form des Bündnisses von Thron und Altar, noch in ungleicher anderer Weise festzustehen und die Stabilität von Staat und Gesellschaft zu garantieren schien, als man das heute noch einmal zu wiederholen versucht mit dem unzeitgemäßen und in jeder Hinsicht verspäteten Bündnis zwischen der Kirche und dem sogenannten „christlichen Abendland“. Es war die Zeit, als der Präsident der damaligen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft — der heutigen Max-Planck-Gesellschaft — der Theologe Adolf von Harnack war, und die Theologie darin ein Zeichen sehen konnte, daß es ihr gelungen war, durch die Übernahme der allgemeinen Wissenschaftsmethoden in die Theologie dieser ihre so lange umtrittene Anerkennung innerhalb der Universitätswissenschaft wieder zurückzugewinnen.

Es galt damals, dieses falsche Hochgefühl von Kirche und Theologie, das im Begriff war, sich über den Zusammenbruch hinüberzuretten, auf seine wirkliche Berechtigung zurückzuführen. Barth tat das nicht in der Weise, daß er in die allgemeine Kritik an der Kirche mit eingestimmt und damit Beteiligte und Unbeteiligte ermuntert hätte, ihre Ressentiments gegen Kirche und Theologie loszuwerden, so wie das heute bei uns Mode geworden ist. Er setzte nicht bei den

Randerscheinungen des kirchlichen Lebens ein, sondern bei dessen Zentrum, der Predigt. Und auch hier ging es ihm nicht um die Frage: „Wie sage ich es meinem Kinde?“ welche auch heute die kirchlichen Praktiker wieder so sehr bewegt, als ob das, was die Kirche zu sagen hat, fraglos sicher und selbstverständlich in Ordnung wäre. Barth fragte vielmehr so: Wie komme ich als Pfarrer dazu, vor die anderen Menschen hinzutreten, die Bibel aufzuschlagen und ihre Worte weiterzuerkündigen mit dem Anspruch und der Erwartung, daß damit Gott selbst zu uns Menschen reden will? Von dieser Frage sah er seine Umwelt in Theologie und Kirche merkwürdigerweise kaum bewegt, weil sie diese Frage längst hinter sich zu haben meinte. Wer staunte denn noch darüber, daß Gott sich mit dem Menschen überhaupt eingelassen hat? Und zwar mit diesen Menschen, der eben wieder einmal seinen großen babylonischen Turm hatte bauen wollen, wobei die Kirche kräftig mitgebaut hatte, und dabei im Chaos endigte! Sören Kierkegaard, den man nicht von ungefähr gerade damals wieder entdeckte, hatte es einst als einsamer Rufer in der Wüste so ausgedrückt: „Gott ist Mensch geworden, und nun hat die Christenheit das frech umgedreht und spielt gegen Gott die Verwandtschaft aus. Es ist, als sei Gott in Verlegenheit gekommen; es ist, als habe der Kluge recht, wenn er zu Gott sagt: Du bist selbst schuld daran, warum hast du dich so weit mit dem Menschen eingelassen! Es wäre doch niemals einem Menschen eingefallen, nie in eines Menschen Herz gekommen, daß diese Gleichheit zwischen Gott und Mensch sein sollte. Du selbst warst es, der es verkündigen ließ, nun erntest du die Frucht.“

### Aus dem Inhalt:

Hermann Diem: Zum 75. Geburtstag von K. Barth	213
Umschau des Schriftleiters	215
Mitteldeutsches Tagebuch	216
Sprachglosse: Gottfried Schepky „Mögen und Mochten“	217
Norbert Hinske: Zu Gottfr. Benns 75. Geburtstag	218
Dokumente: Drei Briefe	220
Blick in andere Blätter	222
Diskussion: Varianten im Ev. Kirchengesangbuch	
Christhard Mahrenholz	223
Detlev von Walter	224
Echo und Aussprache:	
Der Bildersturm von Traunreut u. a.	225
Predigthilfen: Himmelfahrt, Exaudi, Pfingsten	226
Kindergottesdienst: Exaudi, Pfingsten	229
Nachrichten	230
Gedenktage	231
Buchbesprechungen	234

Barth führte aber, im Unterschied zu Kierkegaard, nicht einen Angriff gegen die Kirche und die bestehende Christenheit, sondern er blieb in der Situation des Pfarrers und Theologen, der am nächsten Sonntag wieder auf die Kanzel treten und dazu wissen muß, was er zu sagen hat. Und weil er das nicht so selbstverständlich zu wissen meinte, mußte er die Bibel immer wieder neu und besser zu verstehen suchen, wohl mit dem ganzen Rüstzeug des gelehrten Theologen, aber zugleich mit der brennenden Frage, was der Text dem Menschen heute und hier zu sagen hat. So entstand die Auslegung des „Römerbriefes“, die besonders in ihrer zweiten Auflage von 1921 nicht nur in allen Lagern von Theologie und Kirche in Widerspruch und Zustimmung größtes Aufsehen erregte, sondern darüber hinaus zu einem geistesgeschichtlichen Ereignis wurde.

Was war eigentlich das Aufregende an diesem Buch? Man kann es hinterher, aus dem inzwischen gewonnenen Abstand, auch der damals faszinierenden Sprache gegenüber, vielleicht so sagen: Die Botschaft der Bibel verschaffte sich selbst wieder Respekt und Distanz gegenüber ihren frommen wie ihren gottlosen Lesern und Hörern, und zwang beide zum Aufmerken. Diese Botschaft konnte man nicht mehr zu einer Sicherung und Überhöhung der bürgerlichen Moral verharmlosen. Hier wurde es ernst mit der Rechtfertigung nicht des frommen, sondern des gottlosen Menschen; und alle mit dem Anspruch der „Christlichkeit“ auftretenden Fronten in Kirche, Staat und Gesellschaft mußten abgebaut werden. Der Gott, der hier zum Reden kam, ließ sich weder als Lützenbüßer noch als der krönende Schlussstein in irgendein menschliches System einfügen. Und vor dem Glauben, den diese Botschaft verlangte, wurden alle psychischen Modalitäten von Religion und Frömmigkeit uninteressant.

Die damalige Wirkung des Buches, das heute nicht mehr so geschrieben werden würde und geschrieben werden könnte, kann man sich nur noch schwer vorstellen. Barth selbst drückte es einmal so aus, es sei ihm gegangen wie einem Mann, der in einem dunklen Glockenturm emporstieg, wobei er unversehens an das Glockenseil geriet und selbst am meisten erschrocken war, als die Glocke laut und vernehmlich anschlug. Ob dabei mehr herauskommen würde, als Kierkegaards „Korrektiv“ zu der bestehenden Christenheit, als das „bisschen Jini“ zu der Speise der Theologie, das mußte sich zeigen, als Barth 1921 als Professor der Theologie nach Göttingen, und später nach Münster und Bonn berufen wurde.

Aus dem theologischen Außenseiter wurde Schritt für Schritt der große Kirchenlehrer, der mit unendlichem Fleiß die ganze evangelische und auch die katholische theologische Tradition aufarbeitete und in seiner bisher auf 12 Bände angewachsenen „Kirchlichen Dogmatik“ seine Theologie entfaltete. Er hat dabei nicht nur einen neuen Boden für die seit langem nicht mehr möglich gewesene dogmatische Auseinandersetzung mit der katholischen Theologie gelegt, sondern er hat der evangelischen Theologie auch ihren Platz in der universitas litterarum zurückerobert, um den die Theologen des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts so sehr besorgt waren. Aber er tat das nicht so wie jene Theologen, die über dem Bemühen, sich vor der allgemeinen Wissenschaft zu rechtfertigen, die theologische Sache verloren, ohne etwas dafür zu gewinnen. Barth blieb vielmehr einfach bei seiner theologischen Sache und der von ihr geforderten Wissenschaftlichkeit, die keinen anderen Zugang zu Gott kennt als den, den er uns selbst in Jesus Christus eröffnet hat. Und zu diesem wiederum gibt es keinen anderen Zugang als durch sein von der Kirche auf Grund der Heiligen Schrift verkündigtes Wort. Indem er dieses für die Theologie eigentlich Selbstverständliche, aber doch immer wieder neu von ihr zu Durchdenkende quer durch

alle theologischen Fronten hindurch zur Geltung brachte, hat er der Theologie wieder den ihr gebührenden Respekt innerhalb der Wissenschaft erworben. Daß seine Dogmatik trotz der Breite und der Fülle ihrer Gelehrsamkeit eines der menschlichsten und im besten Sinn erbauendsten theologischen Bücher, und er selbst darüber einer der menschlichsten Menschen geworden ist, gehört mit dazu. Und nicht zuletzt gehört dazu, daß nicht nur er selbst die Schönheit der Theologie wieder entdeckt, sondern auch weit über den Kreis der Fachtheologen hinaus wieder Lust und Liebe zum theologischen Denken geweckt hat.

Wer Karl Barth von seinem „Römerbrief“ her nur in der „Prophetengebarde“ sah und von ihm so etwas wie eine „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern“ erwartete, konnte ihn nur besorgt oder sogar enttäuscht im Studierzimmer des Theologieprofessors verschwinden sehen. Daß dazu kein Grund vorhanden war, zeigte sich 1933, als der Einbruch der „Deutschen Christen“ in die Kirche erfolgte, und plötzlich alles aktuell wurde, was Barth geleistet hatte. Er brauchte gar nicht erst vom theologischen auf das politische Gebiet hinüberzuwechseln, um hier zu widerstehen. Durch seinen berühmt gewordenen Ausruf, „die theologische Existenz heute“ bestehe darin, in diesem Hexenabbath weiterzuarbeiten, „als ob nichts geschehen wäre“, schaffte er Klarheit in der völlig verwirrten Kirche, die dem neuen deutschen Baalskult zunächst hilflos gegenüberstand. Seine Theologie wurde das Rückgrat für den Widerstand der „Bekennenden Kirche“. Das kostete ihn seine Professur in Bonn. Er wurde abgesetzt und mußte seine Tätigkeit in Basel fortsetzen. Sie ging auch dort nicht nur theologisch, sondern eben damit zugleich auch politisch weiter.

Wie er den Kampf gegen das nationalsozialistische Regime in Deutschland führte, wurde bis in die Kreise der Bekennenden Kirche hinein oft kaum mehr verstanden. Die ganze Unsicherheit, mit der die Kirche in Deutschland ihren Abwehrkampf gegen den Nationalsozialismus vorwiegend in eigener Sache als „Investiturstreit“ gegen die Eingriffe des Staates in die innerkirchliche Ordnung führte, kam auch in ihrem Verhältnis zu Karl Barth zum Ausdruck. Mit dem deutschen Volk mußte auch die deutsche Kirche nach ihrer ganzen Vergangenheit hereinfallen auf die Alternative: „Nationalsozialismus oder Bolschewismus“; und Barth hat es längst vor uns erkannt, daß wir schon verloren waren, als wir uns diese Fragestellung aufzwingen ließen, auch wenn wir selbst gar keine Nationalsozialisten wurden. Hier rächte es sich, daß die Kirche in Deutschland nach 1918, als das Bündnis von Thron und Altar gegenstandslos geworden war, sich in der Weimarer Republik so schwer zurechtfinden und darum für alle national klingenden Parolen anfällig blieb. Grenzte es deshalb nicht an Landesberrat, wenn man Barths Stellungnahme auf Seiten des westlichen Auslands gegen das damalige Deutschland guthieß oder sogar mit ihm weiterhin zusammenarbeitete? Über diese Bedenken ist man damals auch in weiten Kreisen der Bekennenden Kirche nicht hinweggekommen.

Nach 1945 hätte man das freilich besser verstehen können, als Barth in dem Band: „Eine Schweizer Stimme“ seine sämtlichen politischen Äußerungen zur politischen Weltlage von 1938 bis 1945 unverändert der Öffentlichkeit vorlegte, was jedenfalls nicht viele hätten wagen können, die sich wie er in den gefährlichsten Situationen exponiert hatten. Nun konnte man nachlesen, wie er auch darin seiner Theologie treugeblieben war, daß er sich mit Nachdruck gegen jene Tendenzen in der westlichen Welt gewehrt hatte, welche den Krieg gegen Hitler-Deutschland als einen Kreuzzug führen zu müssen meinten. Er hat dabei Dinge gesagt, die auch heute noch und heute erst recht wieder gut und nützlich zu lesen sind. So schrieb er z. B. 1941 nach Großbritannien, als er von

18A 7857

Theologen um ein Wort zur Lage gebeten wurde: „Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß ich vorhin gegen Hitler und für die Notwendigkeit ihm zu widerstehen, in letzter Linie so einfach die Auferstehung Jesu Christi geltend gemacht habe. Und es fällt umgekehrt mir auf, daß in Ihren Äußerungen Begriffe wie ‚abendländische Zivilisation‘, ‚Freiheit des Individuums‘, ‚Forschungsfreiheit‘, ‚unendlicher Wert der menschlichen Persönlichkeit‘, ‚menschliche Bruderschaft‘, ‚soziale Gerechtigkeit‘ usw. so etwas wie die Rolle von ersten oder letzten Worten spielen. Meine Frage lautet: ob wir mit so verschiedenen Worten zur letzten Begründung unserer gemeinsamen Haltung doch dasselbe meinen und sagen wollen? Wie gerne möchte ich das annehmen. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß alle jene Begriffe auch für mich ihre höchst positive Bedeutung haben; und wenn ich sie den für die Sprache des Dritten Reiches bezeichnenden Begriffen (etwa ‚Volk‘, ‚Rasse‘, ‚Soldatentum‘, ‚Lebensraum‘, usw.) gegenüberstelle, dann brauche ich keinen Augenblick zu zögern, welche von beiden Reihen ich zu wählen habe. Ich stehe dann entschlossen auf Ihrer Seite. Und so möchte ich auch niemand verwehren, jene Begriffe je und je mit Ernst und Gewicht in den Mund zu nehmen; ich tue es selber und ohne mich allzu ängstlich gegen die hier möglichen Mißverständnisse zu sichern. Ich habe aber Bedenken, zuzugeben, daß jene Begriffe nun wirklich den Ort bezeichnen, von dem aus wir Christen uns heute christlich entscheiden können. Man kommt dem Koboldsgesicht des neuen Deutschland damit nicht bei, daß man ihn auf dem Felde des Naturrechts zu widerlegen versucht, daß man seiner bösen eine freundliche, seiner dionysischen eine apollinische Anthropologie und Soziologie gegenüberstellt.“ (Eine Schweizer Stimme, 1945, S. 190.) Barth vertweist demgegenüber auf Barman I und fährt fort: „Es wird uns ja dann einleuchten, daß es nicht etwa unsere Sache sein kann, die Schlacht Gottes gegen seine Feinde zu schlagen, weil diese Schlacht am Kreuz von Golgatha schon geschlagen und gewonnen ist. Und weiter: daß wir dabei nicht das Reich Gottes zu verteidigen oder auszubreiten haben, weil dieses ohne unser politisches oder sonstiges Zutun in Jesus Christus von selber kommen wird, wenn seine Stunde da ist. Wir werden also in diesem Krieg weder einen Kreuzzug noch einen Religionskrieg sehen. Wir werden uns die besonderen Leidenschaften und die falschen Erwartungen und Hoffnungen, die mit einem solchen Unternehmen verbunden zu sein pflegen, ersparen, wir werden alles derartige ruhig dem modernen Mohammed und seinen verführten Scharen überlassen dürfen“ (S. 193).

Diese Beispiele mögen genügen, um zu verstehen, warum Barth mit derselben theologischen Begründung wiederum warnend und mahnend eingreifen mußte, als der Westen seinen Kreuzzug für das ‚christliche Abendland‘ nun in derselben Weise, und zwar jetzt zusammen mit der Bundesrepublik, gegen den marxistischen, gottlosen Osten weiterführen zu müssen meinte. Wieder mußte er vor allen christlich-ideologischen Frontenbildungen warnen, weil Christus, wie Gustav Heine mann es einmal im Bundestag ausdrückte, „nicht gegen Karl Marx, sondern für uns alle gestorben ist“. Auch jetzt ließ er sich die Alternative nicht aufzwingen, als sie nicht mehr „Nationalsozialismus oder Bolschewismus“ hieß, sondern in den Weltmaßstab erhoben wurde: „Westen oder Osten“, „freie oder verflaute Welt“. Auf der Weltkirchenkonferenz in Amsterdam 1948 gelang es ihm noch einmal, zu verhindern, daß die Kirchen der Welt einfach in die antibolschewistische Front einschwenkten, um diese christlich zu sanktionieren. Man hat das, außer in der Schweiz, gerade in Deutschland vielleicht am wenigsten begriffen. Und merkwürdigerweise sind es gerade diejenigen, welche ihm damals so sehr verübelten, daß er gegen den Nationalsozialismus nicht nur theologischen, sondern politischen Widerstand leistete, die ihm heute den stärk-

## Umschau des Schriftleiters

Karl Barth und Gottfried Benn werden zum 75. Geburtstag von Freunden und Kennern in diesem Blatt respektiert. Der letztere soll zwar der Pfarrerssohn sein, der er ist, aber nicht in falscher Weise für die Kirche reklamiert werden. Die hier abgedruckten Briefe sind bisher nicht veröffentlicht. Ansonsten wird in diesem Jahr noch Paul Tillich im August zu seinem 75. Geburtstag gewürdigt von der Herausgeberin seiner Werke Renate Albrecht. Im übrigen wird Askese in Gedenkartikeln geübt, denn das Pfarrersblatt ist kein Walhall, jedoch soll es bei den getreulich aus dem Eisenacher Pfarrhaus-Archiv gelieferten „Gedenktagen“ bleiben. Die Leser haben den „Blick in andere Blätter“ vermerkt, der interessante und typische Ausschnitte aus einem dem Schriftleiter zugänglichen Sektor der Presse bringt. Neben das „Mitteldeutsche Tagebuch“ und „Die Kirche und ihre Werbung“ treten zwei neue ständige Beobachtungsgebiete: Kurt Petry wird „Rund um das Vatikanische Konzil“ den Katholizismus in seinem großangelegten Regenerationsversuch in fortlaufenden Berichten darstellen, und Waldemar Wilken aus Hamburg soll über wichtige Vorgänge informieren auf dem Gebiet von Kirche und Öffentlichkeit: Funk, Film, Fernsehen u. a. werden ins Auge gefaßt. Vorliegende Manuskripte, die in kommenden Heften erscheinen werden: Heinz Horst Schrey (Berlin) über Ernst Blochs Philosophie der Hoffnung, Knevels (Berlin) über „Recht und Grenze der Toleranz“, Thomas Kronholz über „Zweierlei Gewissen“, Karlheinz Schauder über Eberhard Stammers Buch, „Pfarrer oder Pastor“ von Klaus Harms, Kochs über die Trauung Geschiedener, „Gedanken zum Wahltag“ übermittelt von Klein (Ockholm), „Evangelische Christenheit und Judentum unter dem Druck des Nationalsozialismus“ von R. Pfisterer, „Die Nachkriegskriminalität der Jugend“ von Walter Becker, Theologisches Denken bei Nic. Hartmann und Béla von Brandenstein von Gerhard Hennemann, ein Bericht über die Parana-Gemeinden in Brasilien von Rheinhold Mauritz.

Die Diskussion um Mühlaupts Thesen geht weiter: Ernst Wolf hat sein Manuskript vorgelegt; auch die Stauffer-Diskussion wird wohl neue Wendungen nehmen; zwischen Detlev von Walter und Christhard Mahrenholz geht es um die „Varianten im Gesangbuch“ in einem bereits vorliegenden Satz, und vielleicht um Weiteres; das in Württemberg und bereits weiter darüber hinaus in Gang gekommene Gespräch zwischen Pietismus bzw. Fundamentalismus und moderner Theologie bzw. Theologen-Ausbildung wird wahrscheinlich bald im Pfarrersblatt dokumentarisch dargestellt. Auch das Thema „Pfarrersflucht“ wird wohl noch einmal aufgegriffen werden müssen, wengleich ich mich aus guten Gründen zum Abwarten entschlossen habe für einige Zeit.

Der bekannte Arzt und Schriftsteller Joachim Bodamer wird für das Pfarrersblatt über die „Neurosegefährdungen des heutigen Pfarrers“ schreiben, der Arzt und Theologe Eberhard Großmann hat sich ein ähnliches Thema vorgenommen: Die Gesundheit des Pfarrers, deren Probleme bis weit in die Theologie hineinreichen, womit ich ein früheres Versprechen einzulösen gedenke. Eugen Gerstenmaier bemüht sich um eine „Negritudo“, die Darstellung des autochthonen afrikanischen Beitrags zur Weltkultur aus der Feder eines afrikanischen Staatsmannes, aber das liegt noch etwas weit in der Ferne. Näher liegt ein Beitrag des Schlagerpfarrers Günter Hegele über die seelsorgerlichen Perspektiven seiner Arbeit, von Theo Lorch über die „Wandlungen in der männlichen Diakonie“, von Horst Symanowski über die Arbeit in Mainz-Kastell sowie von Eberhard Müller über den Strukturwandel in der Akademie-Arbeit. Dies ist ziemlich wahllos nur ein Teil der Vorhaben, damit niemand besorgt sei, Stoff und Themen gingen aus. HS

sten Vorwurf machen, daß er das jetzt nicht gegen den Osten tut. Sie sind töricht genug, zu meinen, daß sie jetzt endlich ihre Lektion gelernt hätten, während Barth sie inzwischen ver-gessen habe.

Karl Barth hat sich in all den Jahren in seiner Liebe zu Deutschland nicht irremachen lassen. Schon 1945 hat er die Alliierten dringend vor ihren unsinnigen Plänen gegen das geschlagene Deutschland gewarnt; und nach 1945 sagte ein ausländischer Kirchenführer, er sei „der beste Freund Deutschlands und einer seiner stärksten Aktivposten im Ausland“. Im Sommer 1946 und 1947 unterbrach er die Arbeit an seiner Dogmatik, um als Gastprofessor nach Bonn zurückzukehren. All das hat man ihm freilich schlecht gelohnt. Als vor einiger Zeit der Friedenspreis des deutschen Buchhandels an Karl Jaspers verliehen wurde, erfuhr man hinterher, daß der Preis ursprünglich Karl Barth zugedacht war, die Verleihung aber unterblieb, da befürchtet wurde, seine Festrede könnte politisch unliebsame Äußerungen enthalten. Zwar steht Barth noch nicht auf jener berühmten Liste der politisch Verdächtigen in der Bundesrepublik, weil diese bis jetzt noch nicht auf die geistige Prominenz des Auslandes ausgedehnt wurde. Dagegen taucht sein Name bereits in den Niederungen des beginnenden Wahlkampfes auf als einer der Hauptschuldigen an der „politischen Verderbnis der Kirche“, die „dem Kommunismus Tür und Tor öffnen“. Er hat es nicht nötig, daß wir ihn gegen diese Behandlung bzw. Mißhandlung verteidigen. Man kann dazu nur sagen: um so schlimmer für das deutsche Volk, aber auch für die deutsche Kirche, wenn sie das duldet.

Inzwischen arbeitet Barth gelassen in Basel an seiner Dogmatik weiter. Aber wird diese bei uns überhaupt gelesen? So wird man immer wieder gefragt. Nun, die viertausend deutschen Theologen, welche jeden Band bei Erscheinen abnehmen, werden wohl gelegentlich auch hineinschauen. Und wenn es nicht die Universitätstheologen sind, dann sind es die vielen Pfarrer, für welche noch immer Barths Dogmatik die beste Hilfe zur Vorbereitung ihrer Predigt bedeutet. In der deutschen Universitätstheologie ist es allerdings stiller um ihn geworden. Zwar gibt es kaum einen Theologieprofessor, der nicht viel von ihm gelernt hätte, und die meisten geben es sogar zu. Aber sie meinen zur Zeit fast alle, „weitergehen“ und über ihn hinausgehen zu müssen, und merken nicht, daß sie dabei meist wieder hinter ihn zurückgehen, weil sie ihn nicht fleißig und ordentlich genug gelesen haben. Man erwartet heute wieder alles von der Historie und nicht von der Dogmatik. Wenn man aber die historischen Zusammenhänge so gut kennen würde wie Barth selbst, dann würde man merken, wie weit man dabei hinter ihm zurückbleibt. Es ist hier nicht der Ort, um die Entwicklung der heutigen theologischen Lage aufzuzeigen, von den Anfängen von „Zwischen den Zeiten“ an, als Barth, Bultmann und Sogarten noch in einer Front standen, über den 1933 erfolgten „Abschied“ von „Zwischen den Zeiten“ bis zur heutigen Diskussionslage. Wie die Dinge stehen, soll nur an einem charakteristischen Beispiel gezeigt werden.

Ernst Fuchs sagt in seinem Aufsatz: „Prolegomena zu einer Vorlesung über Anthropologie des Neuen Testaments“ (in „Zum Hermeneutischen Problem in der Theologie“, 1959), die theologische Arbeit unseres Jahrhunderts sei bestimmt durch den Gegensatz zwischen Karl Barth einerseits und Friedrich Sogarten und Rudolf Bultmann andererseits, und zwar speziell in der Frage nach der Anthropologie und im Streit um den Begriff des Glaubens. Dazu sagt er: „Für Sogarten und Bultmann hat Gottes Offenbarung zuerst einmal soteriologischen Charakter. Eben deshalb stellen beide die Theologie als Anthropologie dar. Barth dagegen überbietet diese Darstellung, indem er die Offenbarung — wenigstens dem Anspruch nach — jeder Bedingung entkleidet. Die Theologie wird bei ihm einer liturgischen Bewegung angenähert, welche die Menschen des Glaubens auf Gottes Weg versammelt. Die Theologie sprengt dann im Grunde den Begriff einer Wissenschaft und nimmt dafür die Züge einer Seinsordnung an.

Der Ausdruck ist freilich mißverständlich, weil sich die Theologie bei Barth nicht etwa von Gott her auf Gott hin entfalten soll, sondern Gottes Weg und Sehen mitzugehen gewürdigt ist. Das Sein ist nicht einfach Gottes Licht, sondern Gottes Licht fällt (wieder!) auf das Sein und darum auch auf den Menschen, so wahr Gott das Sein um des Menschen willen geschaffen hat“ (S. 155 f.). Das hat Ernst Fuchs mit viel Verständnis für Karl Barth gesagt. Aber nun fährt er fort: „Wie wollen wir uns entscheiden?“ Und erstaunlicherweise antwortet er: „Gäbe es keine biblischen Texte, so verdiente Barths Entwurf den Vorzug.“ Wegen dieser Texte müsse man aber den anderen Weg gehen, denn diese „verlangen schon aus philologischen Gründen, z. B. weil sie übersetzt werden müssen, eine wissenschaftliche Behandlung“ usw. Wir meinen, genau das Gegenteil sagen zu müssen: Eben weil es biblische Texte gibt, und weil diese sich selbst verstehen als das Zeugnis der apostolischen Überlieferung, an welche Gott in Jesus Christus sich selbst überliefert hat, können wir nur den theologischen Weg Barths gehen, der sein Recht und seine Würde darin hat, daß wir im Nach-Denken der Selbsterschließung Gottes, wie Fuchs selbst so schön sagt, „Gottes Weg und Sehen mitzugehen gewürdigt“ sind. Und wir meinen, daß auf diesem Wege sowohl jene „wissenschaftlichen“ Sorgen von Ernst Fuchs, als auch die Problematik der Soteriologie und des Glaubensbegriffes nicht nur mitbedacht, sondern durchaus „überboten“ werden. Aber es scheint gegenwärtig so zu sein, daß besonders die jüngere Theologengeneration meint, auf dem Wege Barths werde ihr etwas vorenthalten, und deshalb ihr Heil noch einmal auf dem anderen Weg erwartet. Es wird auch hier wieder einmal so sein, daß jede Generation die alten Sachgassen selbst wieder neu als solche entdecken muß. Was Karl Barth einst im Wortwort zu seinem Römerbrief schrieb: „Dieses Buch kann warten“, gilt erst recht für seine Dogmatik und für sein ganzes Lebenswerk. Er ist freilich inzwischen Ehrendoktor vieler theologischer, philosophischer und juristischer Fakultäten geworden. Seine Bücher sind in viele Sprachen übersetzt und werden in der ganzen Welt gelesen. Aber der Mann, von dem viele sagen, er sei als Prediger noch größer denn als Dogmatiker, predigt seit vielen Jahren nicht mehr im Basler Münster, sondern nur noch vor den Gefangenen in der Basler Strafanstalt. Das ist vielleicht das deutlichste Zeichen dafür, wie für ihn die Göttlichkeit Gottes mit dessen Menschlichkeit und herzlichster Barmherzigkeit zusammenfällt.

## Mitteldeutsches Tagebuch

### Sächsisch-provinzialsynode in Halle

Im hallischen Diakonissenhaus versammelte sich die Synode der Kirchenprovinz Sachsen zu einer Tagung. Die Leitung hatte Präses Dr. Krehffig. Zu seinem theologischen Stellvertreter wurde als Nachfolger von Sup. Andrae, der erkrankt ist, Sup. Vossberg, Freyburg, gewählt. Die aus der hessischen Patentkirche, aus Westfalen und dem Rheinland geladenen Gäste hatten diesmal sämtlich die erforderliche Aufenthaltsgenehmigung erhalten. Außerdem waren der neue Ratsvorsitzende D. Scharf sowie Vertreter aus Anhalt und Mecklenburg anwesend. Die sehr umfangreiche Tagesordnung machte eine mehrmalige zeitliche Verlängerung der Synode erforderlich, zunächst um einen ganzen Tag und dann noch einmal um zwei Stunden.

Der Bericht des Bischofs war, mancherlei Schwierigkeiten und Beschwernissen zum Trotz, an denen es im abgelaufenen Jahr auch in der provinzsächsischen Kirche nicht gefehlt hat,